NORIE CLARKE

NEUANFANG IN Notting Hill

Roman

Aus dem britischen Englisch
von Anne Rudelt

dtv

Deutsche Erstausgabe 2025
© 2023 Norie Clarke
Titel der englischen Originalausgabe:
›The Library of Lost Love‹
(Headline Review, An Imprint of Headline Publishing Group, 2023)
2025 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Tumblingerstraße 21, 80337 München
produktsicherheit@dtv.de
Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von Caroline Young
Umschlagmotive: shutterstock.com / Solveig Been, GoodStudio, lemono, Tata Pilip
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Sabon
Druck und Bindung: Duckerei C.H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-22105-4

In Erinnerung an Isabel Eder –
zu früh gegangen,
doch ihr Geist lebt fort.

Greenwich Village, New York City
August 1973

Wunderschöne Joany,
ich kenne unsere Liebe zu gut, als dass ich deine Worte heute Abend akzeptieren könnte. Es gibt keine Variante meines Lebens, die ohne dich je »freier« oder »einfacher« sein würde.
Für mich ist dies kein Abschied, sondern einfach das Ende vom Beginn unserer Geschichte. Eines Tages werden wir einen Weg zurück zu unserer Liebe finden, egal, wohin das Leben uns auch führen mag.

Ewig dein
Joseph

1

JESS

»Wie war dein Date?«, ruft Debs, sobald sie hört, wie ich ihre gelbe Haustür hinter mir schließe.

»Absolutes Desaster«, rufe ich zurück, während ich meinen Mantel ausziehe und versuche, ihn irgendwo zwischen all den Kinderjacken im Flur aufzuhängen.

Ich finde Debs in der Küche. »War es wirklich so schlimm?«, will sie wissen, während sie mit einer Hand das Abendessen kocht und zugleich den achtzehn Monate alten Eli auf der Hüfte balanciert. Der süße Duft gebratener Würstchen liegt in der Luft.

»Kricketfanatiker. Schlechte Zähne. Sagt ständig ›Yo‹. Noch Fragen?« Sie lacht über meinen Fehlgriff und küsst Eli auf seine pralle Wange, ein Ausdruck von Dankbarkeit dafür, dass sie Mike schon auf der Uni kennengelernt und sich damit im Grunde dieses ganze Dating-Spiel erspart hat.

»Mir reicht's mit Tinder. Es muss einen anderen Weg geben, um jemanden zu finden.« Ich plumpse auf den roten Stuhl am Küchentisch, und ehe ich michs versehe, habe ich Toby, den Kater, auf dem Schoß. Sein schwarzes Fell klebt an der senffarbenen Wolle meines Pullis.

»Vielleicht liegt es nicht an Tinder, vielleicht bist du einfach noch nicht bereit«, überlegt Debs und greift in

den blau gestrichenen Schrank nach einer Dose Bohnen, während Eli zeitgleich ihren schwingenden Pferdeschwanz zu fassen bekommen möchte. Die Bohnen im Griff schiebt sie Eli etwas weiter ihre Hüfte hoch und stopft sich ihr Sweatshirt mit den Fledermausärmeln vorn in ihre Schwangerschaftsjeans, deren Gesäßtaschen von ihr eigenhändig mit Gänseblümchen bestickt worden waren.

In diesem Moment kommt Mike durch die Tür aus der Garage. Er küsst Debs auf die Stirn und legt eine Hand auf ihren Babybauch, abwartend, ob sich was bewegt, bis Debs ihn spielerisch mit einem Kochlöffel verscheucht.

»Immer noch hier?«, fragt er mich, während er mir ihm Vorbeigehen durch die roten Locken wuschelt. »Ich arbeite dran«, winde ich mich, wohl wissend, dass ich ihre Gastfreundschaft längst überstrapaziere, obwohl ich Miete zahle, und ebenso wissend, dass auf WG-Gesucht nie etwas auch nur ansatzweise Finanzierbares dabei ist. Nur die allerbesten Freunde halten Hausgäste für eine Woche aus, und ich bin inzwischen fast ein Jahr hier, verbarrikadiert in ihrem Abstellraum, umgeben von einer wachsenden Sammlung von Babyausstattung.

»Alles gut«, ruft er und verschwindet im Hauswirtschaftsraum, wo er Debs zuliebe seine staubigen Schreinerlatzhosen aus- und seine Hausklamotten anzieht. Das tut er brav jeden Abend, die dreckigen Teile legt er sogar in den Wäschekorb. Mike ist ein Traummann: praktisch veranlagt, mitfühlend, stark, lustig, und er ist ein großartiger Papa. Ich kann nur hoffen, dass er zumindest im Bett miserabel ist, wobei Debs das abstreitet.

»Jess' Date war ein Desaster«, berichtet Debs ihm, als

er in Jogginghosen und T-Shirt zurück in die Küche kommt, den vierjährigen Ash in Superman-Pose auf dem Arm.

»Mist«, sagt er und wirft das Lokalblatt ›Notting Hill News‹ auf den Tisch, ehe er Ash durch den Raum wirbelt, mit Sturzbombe auf Debs und Eli, weshalb Eli vor Vergnügen kreischt.

»Fällt dir niemand ein, mit dem wir sie verkuppeln könnten, jemand, dem wir vertrauen, der kein totaler Vollpfosten ist?«, fragt Debs, während sie für die Kinder drei Teller mit Essen füllt und nach Jude, ihrem Ältesten, ruft, damit er ins Wohnzimmer kommt. »Jeder, den ich kenne, ist entweder schon liiert oder total unreif«, antwortet er und setzt sich an den Tisch. »Das stimmt«, seufzt Debs und drückt Jude einen Teller im Austausch gegen sein Tablet in die Hand, ehe sie ihn Hände waschen schickt und Eli in seinen altmodischen Hochstuhl setzt. Debs dabei zuzusehen, wie sie die Kinder organisiert, ist, als würde man einen Großmeister beim Schach beobachten: Winzige, scheinbar unbedeutende Bewegungen bilden im Ganzen eine meisterhafte Strategie. Debs ist die geborene Mutter, obwohl wir immer scherzen, dass sie nur darum immer mehr Kinder bekommt, damit sie nicht arbeiten muss – in Wahrheit hofft sie einfach auf ein Mädchen. »Fürchte, dann bleibt dir nur Tinder.«

»Fürchte ich auch«, murmele ich. Tinder und ich pflegen eine Hassliebe. Nachdem mein Ex, Liam, sich mit meinem ganzen Gesparten aus dem Staub gemacht hatte, habe ich der App abgeschworen. Sechs Monate danach habe ich mich dann doch getraut, wieder auf die Suche

zu gehen, eigentlich eher aus Gewohnheit als aus irgendeinem anderen Grund. Nach weiteren drei Monaten habe ich dann ein paar Typen getroffen. Doch egal, wen ich traf, egal, wie nett sie waren, ich konnte nicht anders, als mich immer zu fragen: *»Welchen Betrug hast du geplant?«, »Welche Signale übersehe ich?«, »Wie lang wird es dauern, bis auch du mich ausnutzt?«*

Ein Jahr später, und ich bin immer noch sowohl misstrauisch als auch auf der Suche. Und obwohl ich überzeugt bin, niemals wieder irgendwem vertrauen zu können, kann ich die Hoffnung auf mein persönliches »Stolpern ins Glück« nicht ganz aufgeben. Natürlich bin ich keine Hollywood-Schauspielerin in einer Reisebuchhandlung oder eine Absolventin auf einer Mitfahrgelegenheit von Chicago nach New York, nicht einmal eine Buchladenbesitzerin, die unwissentlich den Mann trifft, an dem sie erst zerbrechen und dann wachsen wird, und doch trage ich noch die Hoffnung in mir, dass ich eines Tages diesen einen perfekten Jemand treffen werde, mit dem ich das Gefühl teile, ohne einander nicht leben zu können.

Aus Gewohnheit nehme ich mein Handy und beginne zu scrollen.

»Keine Bildschirme am Abendbrottisch«, sagt Jude, während er genau wie seine Mutter klingt und wie sein Vater aussieht – möhrenrotes Haar, dunkle Augen, Sommersprossen.

»'Tschuldigung«, sage ich fröhlich und reiche Debs mein Telefon, als sie die Hand danach ausstreckt, obwohl ich nicht wirklich will. Ich fühle mich unruhig, wenn ich es nicht bei mir habe, als wäre ein Teil von mir

abgestöpselt und ich würde nicht mehr richtig funktionieren.

Debs stellt es auf lautlos und legt es hinter sich auf die Arbeitsplatte, völlig ahnungslos, was das in mir auslöst. Ihr Blick sagt zugleich »sorry« und »danke, dass du meine Kinder aushältst«. Erst jetzt, als sie endlich dazu kommt, sich zu ihrer Familie zu setzen, fällt mir auf, dass sie ein wenig blass ist; ihre sonst prallen rosigen Wangen wirken farblos, und unter ihren kastanienbraunen Augen hat sie dunkle Schatten.

»Geht es dir gut?«, frage ich, während die Kinder zu abgelenkt davon sind, ihre Bohnen und das Kartoffelpüree zu Brei zu zermatschen, um etwas von dem Erwachsenengespräch mitzubekommen.

»Nur Kopfschmerzen. Nichts, was eine Mütze Schlaf nicht kurieren könnte«, antwortet sie und streichelt ihren Bauch, den man schon gut erkennen kann, obwohl sie noch nicht ganz im fünften Monat ist. »Wie war deine Nachmittagsschicht?«

»Ganz in Ordnung, obwohl Mariko in einer Tour davon sprach, dass das Kino wohl verkauft werden soll.« »Woher will sie das denn wissen?«, fragt sie skeptisch. Angesichts der Tatsache des hundertjährigen Jubiläums des Kinos in diesem Jahr liegt sie wahrscheinlich richtig mit ihrem Zweifel an dessen Abgesang.

»Ihr Freund, Jamal, arbeitet bei I-Work. Scheinbar suchen die nach neuen Standorten und wollen wohl das Kino kaufen.« »Steht es denn zum Verkauf?«, fragt Mike, während er die Zeitungsanzeigen durchschaut.

»Meines Wissens nicht«, antworte ich und frage mich

dabei, wieso Zeitungen am Tisch erlaubt und Bildschirme verboten sind.

»Klingt nach einer Menge Sch…«, Mike kriegt noch die Kurve, »Schabernack.« »Dennoch wäre das nicht das Schlimmste, was geschehen könnte«, meint Debs und kratzt Eli Kartoffelbrei aus dem Mundwinkel. »Du könntest zurück an die Uni oder die Filmhochschule. Raus aus dem Kino und rein in die Produktion, wie du es schon immer wolltest.«

Debs hat recht, ich wollte schon immer Filmproduzentin werden. Aber als meine Mum in meinem ersten Studienjahr bettlägerig wurde, war klar, dass ich meinen Abschluss nicht machen, sondern Teilzeit im Kino arbeiten würde, und der noch größere Traum von einer Eigentumswohnung führte dann dazu, dass auch nie mehr der richtige Zeitpunkt kam, um wieder zurück an die Uni zu gehen. Da war immer die Hoffnung, dass ich irgendwann zurückgehen würde, wenn ich erst angekommen wäre und mir ein kleines Nest geschaffen hätte. Doch dann tat Liam, was er tat, und damit war es vorbei – aus der Traum.

»Kann sein«, sage ich, unsicher, ob zurück zur Uni zu gehen, im Moment wirklich drin wäre. Jedenfalls nicht, solange mein Sparschwein noch leer ist.

»Es ist doch nicht so, als ob es dein Ziel war, ein Kino zu leiten. Und ganz bestimmt sind deine Führungserfahrungen und dein Filmwissen absolute Pluspunkte für die Ausbildung.«

»Vielleicht«, sage ich, denn mein Job ist derzeit das Einzige, was mir ein Gefühl von Stabilität gibt. Er ist

die eine Konstante in meinem Leben seit fast zwei Jahrzehnten und ein Rettungsanker, seit Mum vor vier Jahren gestorben ist. Der Job und Debs, die wie eine Schwester ist, die ich nie hatte. Und dafür, dass er mich nicht wirklich fordert und dass ich ihn nur mache wegen allem, was mit Mum geschehen ist, dafür mag ich ihn wirklich – vor allem die Filme und die Menschen. »Ich würde einfach so gern erst mal was zum Wohnen finden, einen Ort, der mein Zuhause ist, ehe ich darüber nachdenken kann, was als Nächstes kommt. Ich habe eure Gastfreundschaft längst ausgereizt, und in vier Monaten muss mein Zimmer ein fertiges Kinderzimmer sein.« Die Angst, vielleicht meinen Job und mein Zuhause ohne Rücklagen auf der Bank zu verlieren, behalte ich für mich.

»Wie wäre es denn damit?«, fragt Mike und beginnt, aus der Zeitung vorzulesen. »Zimmergenosse gesucht für Berufstätigenwohnung in Shoreditch. Eintausendzweihundert Pfund pro Monat. Ruft Zane an.«

Ich schaue Debs an, und mein Blick fragt, ob ihr Ehemann verrückt geworden sei. »Wer schaltet eine Anzeige in der Zeitung?« »Verrückte und Psychos«, antwortet Debs beiläufig. »Mike, wir haben das einundzwanzigste Jahrhundert, *das digitale Zeitalter*. Niemand beantwortet Zeitungsannoncen.« »Irgendwer scheinbar schon, warum sonst würden die sie sonst drucken?« »Na ja, damit die Zeitung Geld verdienen kann«, erwidere ich mit einer »Echt-jetzt«-Stimme.

»Jess, nicht jeder ist so technologieabhängig, wie du es bist. Halt dich fest, aber …«, er hält inne für den besonderen Effekt, »manche Menschen sind nicht mal online.«

Ich lege den Kopf auf die Seite und werfe ihm einen »Erzähl-keinen-Quatsch«-Blick zu. Als ob da draußen noch irgendwer offline überleben könnte.

»Ich meine das ernst«, sagt er.

»Mike, jeder hat eine E-Mail-Adresse – ohne kann man überhaupt nichts mehr tun.«

»Stimmt nicht«, gibt er zurück.

Auf der Suche nach Unterstützung schaue ich zu Debs. »Kann dir nicht helfen«, zuckt sie mit den Schultern. »Dieses eine Mal hat er recht. Nicht jeder ist online.«

»Das ist doch Sch…«, lege ich los, bremse mich aber, als ich Judes mahnenden Blick sehe. »Das kann nicht stimmen. Wie kann man ohne E-Mail-Adresse heutzutage noch irgendetwas tun? Stromrechnungen – man muss online sein, um sie zu erhalten.« »Es gibt da was namens *Post*«, erwidert Mike. »Okay, aber was ist mit einer Kontoeröffnung?« »Dafür kann man in eine Filiale gehen.« »Fernsehanschluss«, rufe ich schon fast, überzeugt, dass ich sie überlistet habe. »Beim Telefonanbieter im Laden«, schießt er zurück. Ich sitze, streichle die seidigen Ohren der Katze und suche verzweifelt nach einer Erwiderung, doch als mir nichts einfällt, sagt Mike: »Manche Leute verlassen sich noch immer auf die Zeitung für ihre Inserate und – ob man es glaubt oder nicht – darauf, dass es da draußen Menschen gibt, die sie beantworten.«

»Also zu denen gehöre ich nicht«, verkünde ich hitzig.

»Jess, es ist doch keine große Sache«, sagt Debs. »Wenn man drüber nachdenkt, dann muss irgendwann auch mal ein Mensch mit einem anderen gesprochen haben, damit

so eine Annonce am Ende erscheint. Ich schätze, online, wo es vollkommen anonym ist, triffst du mit viel größerer Wahrscheinlichkeit Freaks als über die Zeitung.«

»Durch Tinder hast du wahrscheinlich sowieso schon mindestens ein Prozent der Londoner Spinner und Kriminellen getroffen«, lacht Mike.

»Mike!«, ruft Debs und zieht damit die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich.

»Ist schon okay, er hat ja nicht unrecht«, sage ich, wissend, dass Mike nicht verharmlosen wollte, was mit Liam geschehen war. Auch wenn er die Narbe wieder aufriss, die Liam bei mir hinterlassen hat, als er mich um den letzten Penny betrogen hat und dann verschwunden ist, sodass ich den Kauf meiner ersten Wohnung aufgeben musste.

Die Wohnung war nichts Großartiges – eigentlich nur ein großer Raum, ganz oben in dem Block gegenüber der ehemaligen Wohnung meiner Mutter, in der Siedlung, wo Debs und ich aufgewachsen sind. Die Siedlung ist nichts Besonderes, drei vierstöckige Gebäude aus den Sechzigern, die einen kleinen Park umschließen, in dem Blumen blühen und Kinder spielen und die Nachbarn einander kennen. Und wo – am allerwichtigsten – die Menschen sich noch immer an meine Mutter erinnern. Aber die Wohnung hatte einen Balkon mit Blick auf den Rasen, auf dem Debs und ich gespielt hatten, als wir klein waren und später als Teenager rumhingen, und sie war lediglich einen Steinwurf entfernt von ihrem jetzigen Zuhause in der Siedlung; sie fühlte sich nach Zuhause an in dem Moment, als ich durch die Tür kam.

Ich hatte schon mit dreizehn begonnen, für eine eigene Wohnung zu sparen, hatte Samstag nachmittags Ticketenden abgerissen und Popcorn zusammengefegt. So weit ich zurückdenken kann, hatte Mum mir eingebläut, wie wichtig es wäre, mein eigenes Zuhause zu besitzen. Sie selbst hatte das nie erreicht, weil sie mit einundzwanzig schwanger geworden war. Ihre Ausbildung zur Tänzerin musste sie aufgeben und in Mindestlohnjobs arbeiten, um sich stattdessen um mich zu kümmern und eine Sozialwohnung zu mieten. Ziemlich genau vor einem Jahr stand ich nur wenige Tage vor dem Abschluss des Wohnungskaufs und vor dem Einzug gemeinsam mit Liam. Ich stellte mir vor, wie stolz Mum gewesen wäre, als er mir einfach alles entriss: mein Geld, meinen Traum, mein Vertrauen. Auf einen Schlag setzte er mein gesamtes Leben auf null.

»Lies die Anzeige noch mal.«

Mike wiederholt die Informationen für mich.

»Vier Dinge«, sage ich. »Erstens, *Zimmergenosse* statt *Mitbewohner* bedeutet, man teilt sich ein Zimmer. Zweitens ist Shoreditch nicht mein Ding, und es ist zu weit weg von der Arbeit. Drittens weiß ich schon jetzt, dass auch *Zane* nicht mein Ding ist, und viertens – woher bekomme ich die eintausendzweihundert Pfund pro Monat für die Miete?«, frage ich, während ich darüber nachgrüble, ob man heutzutage überhaupt ein Zimmer im Zentrum für weniger als einen Tausender im Monat finden kann.

Debs schüttelt verzweifelt den Kopf in Richtung Mike. »Okay, wie wäre es hiermit?«, sagt er und überfliegt die

ZIMMER-ZU-VERMIETEN-Spalte. »Shepherd's Bush.« Er schaut auf, um sicherzugehen, ob das akzeptabel wäre. Ich nicke, weil es nah zum Kino und zu Debs' Maisonette in der Latimer Road ist. »Hausgemeinschaft. Vorzugsweise Schichtarbeiter.«

»Ich ahne zehn Niedriglohnarbeiter, zusammengepfercht in drei Räumen einer unter den Treppen, jeder ein halbes Fach im Kühlschrank mit namentlich gekennzeichneten Milchpackungen und einem Badezimmer, das mit einer öffentlichen Hygienewarnung versehen sein müsste.«

»Das klingt nicht so super, Liebling. Gib mal her.«

Debs geht die Annoncen durch und gibt dabei Laute von sich, während sie eine nach der anderen aussortiert. »Ooh, aber wie wäre diese hier?«, sagt sie aufgeregt und schiebt die Zeitung zu mir rüber, auf die kleine Anzeige tippend.

UNTERMIETER GESUCHT FÜR DOPPELZIMMER
IN KIRSCHBAUMGESÄUMTER STRASSE,
NOTTING HILL.
Nur weiblich. £ 500 p. M. warm.
Rufen Sie Joan an: 0207 727 9752

»Es ist nah zur Arbeit und zu uns«, ermutigt sie mich, weil sie mich gut genug kennt, um zu wissen, dass ich gern in ihrer Nähe sein würde.

»Da muss ein Haken sein. Sonst wäre es nicht so billig.«

»Vielleicht ist es nur eine ältere Dame, die mit den Mietpreisen nicht so vertraut ist.«

»Oder ein Serienmörder, der sich als naive alte Frau ausgibt, um Frauen anzulocken«, kichert Mike.

»Unangebracht«, zischt Debs, als Jude von seinem Essen aufblickt. »Sicher weißt du das nur, wenn du anrufst und es herausfindest.«

»Könnte ich wahrscheinlich machen«, stimme ich zu, wobei ich nicht wirklich die Gemütlichkeit von Debs' Zuhause und ihre fantastischen Jungs, die für mich wie Neffen sind, zurücklassen möchte. Aber ich weiß, dass sie alle ihren Raum brauchen, und ich muss wirklich wieder raus in die Welt.

»Vielleicht entpuppt es sich am Ende als genau das Richtige für dich, um dein Leben wieder auf die Spur zu bekommen«, spricht Debs mir Mut zu, als ich aufstehe, um mein Handy zu holen und Joan anzurufen.

2

JOAN

»Ich gehe ran«, sage ich zu Edward und hieve mich aus meinem Sessel, um zum Telefon zu kommen.

»Ich kann das machen«, antwortet er und ist bereits auf dem Weg zum Telefonstuhl im Flur, noch ehe ich überhaupt aufrecht stehe. »Hallo.«

Im Rahmen meiner Möglichkeiten eile ich zu meinem Sohn und gebe ihm ein Zeichen, mir den Hörer zu geben.

»Wer spricht da?«, fragt er die Person am anderen Ende der Leitung.

»Wer ist dran?«, frage ich ihn außer Atem und nehme ihm den Hörer aus der Hand, besorgt, dass es jemand wegen der Anzeige sein könnte, wo ich ihm doch von der Untermieteridee bisher noch nichts erzählt habe.

»Hallo?«

»Spreche ich mit Joan?«, fragt die Stimme am anderen Ende der Leitung, während Ed zurück ins Wohnzimmer verschwunden ist.

»Ja, das tun Sie«, antworte ich und setze mich auf den Stuhl mit seinem integrierten Walnusstischchen, seine abgenutzte Sitzfläche ist von Jahren der Benutzung an meine Form angepasst. »Mit wem spreche ich?«

»Mein Name ist Jess. Ich habe Ihre Annonce in den ›Notting Hill News‹ gesehen, wegen des Zimmers«, fügt

sie hinzu, während ihr Tonfall bestimmter wird, als müsste ich erst erinnert werden.

»Ja, genau.«

»Ist das noch verfügbar?«

»Das ist es«, sage ich und verschweige die Information, dass sie die erste Anruferin ist. Obwohl ich in der Anzeige deutlich gemacht habe, dass ich nach einer Frau suche, hatte ich schon einige männliche Anrufer. Jeden von ihnen musste ich freundlich abweisen, obwohl es ihnen selbst an Manieren fehlte. Darum habe ich schon begonnen, zu hinterfragen, ob ich das Richtige tat, ob ich vielleicht doch besser nicht auf Pamela hätte hören sollen, als sie am Zaun die Idee einer Untermieterin aufbrachte. »Möchten Sie es sich ansehen? Es ist ein hübsches Zimmer mit Blick in den hinteren Garten, ziemlich friedlich.«

»Darf ich fragen, wo in Notting Hill Sie sind?«

»Portobello Road. Nicht weit vom U-Bahnhof Notting Hill Gate.«

»Das kenne ich.« Sie hält inne, und ich überlege, ob es noch mehr gibt, das ich ihr mitteilen sollte. »Sind es nur Sie in dem Haus?«

»Nur ich und Humphrey, mein Labrador. Ich hoffe, das verschreckt Sie nicht«, füge ich hinzu und bin besorgt, dass sie die Brüchigkeit in meiner Stimme bemerkt hat und nicht mit einer fast Achtzigjährigen leben möchte, von ihrem alternden Hund ganz zu schweigen.

»Das tut es nicht«, lacht sie, ein leichtes, jugendliches Kichern. »Darf ich vorbeikommen und es mir ansehen?«

»Selbstverständlich. Wann würde es Ihnen passen?«

»Ich könnte in etwa einer halben Stunde da sein. Ich bin nicht weit weg.«

»Warum nicht«, sage ich zu meiner eigenen Überraschung und frage mich, unter welchem Vorwand ich Edward dazu bringen könnte, zu gehen, ehe sie eintrifft.

Von seinem Platz auf dem persischen Flurteppich schaut Humphrey zu mir hoch, seine graue Schnauze auf den tiefschwarzen Pfoten.

»Sie klang nett«, sage ich zu ihm, nachdem ich ihr die vollständige Adresse gegeben habe, und ich hoffe, nicht zu kurz angebunden gewesen zu sein. Ich neige dazu, am Telefon schroff zu klingen, ein Überbleibsel aus der Zeit, als die Leitungen schlecht waren und man oft schreien musste und als ich als Klavierlehrerin am Internat Westminster oft mit Eltern im Ausland sprechen musste. Jess hat vielleicht gar keine Erinnerungen an Festnetzanschlüsse, erst recht wird sie noch nie welche benutzt haben.

Ich wische über das schwarze Bakelit-Telefon und überlege noch ein wenig, wie ich das mit Edward angehe, als er aus dem Wohnzimmer ruft.

»Wer war das?«

»Die Fußpflegerin«, flunkere ich, fasziniert von meiner plötzlichen mentalen Beweglichkeit.

Ich kehre zurück ins Wohnzimmer, wo Edward auf dem Zweisitzer gegenüber dem Kamin sitzt, den Blick auf seinen Laptop geheftet.

»Sie hatte eine Absage und wollte wissen, ob sie innerhalb der nächsten halben Stunde rumkommen und einen Blick auf meine Hühneraugen werfen soll.«

Im Spiegel über dem Kaminsims sehe ich, wie Edward angeekelt das Gesicht verzieht, und bin innerlich begeistert von meiner Gerissenheit.

»Du willst dich vielleicht lieber rarmachen«, drängele ich und werfe einen Blick auf die Uhr, die kurz nach sechs anzeigt. »Sie ist sicher in den nächsten zwanzig Minuten hier.«

Während ich Edwards Bewegungen im Spiegel im Blick behalte, richte ich meine Bluse und meine Strickjacke und versuche erfolglos, eine graue Locke zurechtzustecken, die aber darauf besteht, im rechten Winkel von allen anderen abzustehen, wie schon mein Leben lang. Warum ich mich um solche Details schere, obwohl ich schwere Tränensäcke, Wangen mit tiefen Falten und ein schwindendes Kinn habe, werde ich nie verstehen, und doch ist es so. Dann lege ich meine Hand über das winzige goldene Medaillon, das ich seit nunmehr fünfunddreißig Jahren trage, so nah an meinem Herzen wie nur möglich.

Als Edward sich noch immer nicht regt, schaue ich auf meine Armbanduhr und räuspere mich. Humphrey sitzt erwartungsvoll zu meinen Füßen, auch er wartet. Während wir warten, kämpfe ich gegen den Drang, meinem Sohn zu sagen, dass er einen Haarschnitt braucht. Seit Kurzem trägt er seine welligen braunen Haare etwas länger bis zu seinem Hemdkragen, und es geht so weit, dass sie ihm oft ins Gesicht fallen. Meiner Meinung nach steht ihm das nicht, es versteckt die Augen, die ich so sehr liebe, Augen denen seines Vaters so ähnlich.

»In einer Minute gehe ich los«, sagt er, ohne von seinem Computer aufzuschauen, und ich entspanne mich,

ein wenig. Ich schüttle die Kissen neben ihm auf dem Sofa auf, alles etwas aufhübschend, ehe Jess eintrifft, während mir durch den Kopf geht, wie furchtbar es heutzutage sein muss, jung zu sein – immer online, niemals wirklich in der Lage, abzuschalten. Zu meiner Zeit brauchte es manchmal Tage, bis Verabredungen standen, Wochen, um Korrespondenzen auszutauschen, heute geschieht das alles innerhalb von Sekunden.

»Ich muss nur diesen E-Mail-Entwurf fertig machen …«, schweift er ab, seine Augen fliegen über den Bildschirm. Er drückt einen Knopf, hört auf zu tippen und klappt das Gerät zu, ehe er es in seine Tasche steckt.

»Ist alles okay auf der Arbeit?«, frage ich, während ich ihn in den Flur geleite, froh darüber, dass er in Bewegung gekommen ist, während ich mich zugleich frage, wie er den Überblick über all seine Firmenangelegenheiten behält. Ich habe aufgehört zu zählen, wie viele Niederlassungen er inzwischen hat, über die ganze Stadt verteilt.

»Wir expandieren wieder und suchen neue Objekte«, erklärt er und tritt in den Flur. »Morgen schaue ich mir ein altes Kino an. Der Eigentümer sucht wohl einen Käufer. Das Objekt wäre toll, den erst mal nötigen Aufwand wert.«

Es ist fünf Jahre her, seit Edward seine Firma für Co-Working-Plätze gegründet und sie I-Work genannt hat. Das erschien ziemlich passend angesichts der Tatsache, dass Arbeiten das Einzige ist, was mein Sohn jemals macht. Er erzählte mir damals von der Idee – Büroplätze für jeden, mit Café und Infrastruktur –, und ich musste mich sehr zurückhalten, ihm nicht zu sagen, dass ich mir

nicht vorstellen könne, dass es ein Erfolg werden würde. Doch dann veränderte sich die Welt: Die Menschen begannen, von zu Hause zu arbeiten, große Firmen reduzierten ihre Büroflächen, und plötzlich hatte jeder Sehnsucht danach, wieder von anderen Menschen umgeben zu sein, selbst wenn alle dabei nur auf ihre Bildschirme starrten. Ich lag falsch, es wurde ein riesiger Erfolg und hat ihn zu dem gemacht, was er ist, seiner Meinung nach. Persönlich denke ich, dass es ihn kaputt machen wird, wenn er nicht etwas langsamer macht, aber das will er nicht hören. Das Selbstverständnis meines Sohnes ist an seine Karriere geknüpft.

»Daumen sind gedrückt«, singe ich, öffne die Innentür und dränge ihn in die Diele. »Wie geht es Izzy?«

»Okay, schätze ich, ich hab sie in letzter Zeit nicht gesehen«, antwortet er und öffnet die Haustür.

»Du musst eine bessere Balance finden: weniger Arbeit, mehr Spaß.«

Er lacht und tritt hinaus in den Garten. »Solltest du mir nicht genau den umgekehrten Rat geben?«

»Ich möchte dich nur glücklich sehen, das ist alles. Dein Job kann das nur bis zu einem bestimmten Punkt erreichen.«

Im schwindenden Westlicht bemerke ich, dass seine Stirn faltiger scheint als bei unserem letzten Treffen, seine Wangenknochen treten stärker hervor, und seine dunkelbraunen Augen scheinen schwer vor Müdigkeit. Ich frage mich, ob er genug isst, ob er sich vor lauter Geschäftigkeit gut um sich selbst kümmert.

»Du weißt, dass ich nicht der Einzige bin, der mehr

Balance braucht – du könntest auch die Fühler wieder ein wenig mehr ausstrecken«, gibt er zurück.

»Hab ich zufällig schon getan«, erwidere ich und entscheide, dass ich es ihm genauso gut jetzt sagen kann, wo er schon aus dem Haus ist. »Ich habe eine Anzeige für einen Untermieter aufgegeben.«

»Du hast *was*?«, fragt er auf eine Art, als hätte ich mich grade für einen Fallschirmsprungkurs angemeldet, anstatt eine Anzeige für eine Untermieterin in den ›Notting Hill News‹ zu schalten.

»Pamela dachte, es könnte Spaß machen, jemand anderen als nur Humphrey um mich zu haben, jemanden für ein Gespräch beim Frühstück oder eine Runde Scrabble am Abend. Humphrey ist nicht sehr gesprächig«, witzele ich und nicke ihm zu, wie er da zu meinen Füßen auf den Fliesen der Diele liegt und döst.

Ed wirft mir einen wenig amüsierten Blick zu.

»Sie könnte hier etwas Leben reinbringen, mich bei den Rechnungen und Pflichten entlasten, so was eben. Vielleicht färbt ein wenig von ihrer Jugendlichkeit auf mich ab«, füge ich hinzu.

Ich verschweige ihm bewusst, dass ich am Anfang genauso gegen diese Idee war, wie er es jetzt ist, ich dachte, Pamela hätte den Verstand verloren, als sie es vorschlug. Warum sollte ich nach all den Jahren, in denen ich allein gewohnt habe, jemanden im Haus haben wollen? Jemanden, den ich nicht kannte, der unordentlich oder laut oder beides sein oder gar unerträgliche Angewohnheiten haben könnte. Doch je mehr wir darüber sprachen, desto mehr verstand ich ihren Ansatz,

dass die richtige Person mein Leben bereichern statt es einschränken könnte.

»Mum, du bist neunundsiebzig, nicht neunundzwanzig. Ein Untermieter ist wahrscheinlich jung.«

»Das Alter spielt dabei keine Rolle«, weise ich ihn zurecht und wünschte, er würde endlich losgehen. »Und wie schon Pamela sagte: Wenn nicht jetzt, mit meinem achtzigsten Geburtstag vor der Tür, wann dann?«

Er fährt mit seinen Händen durch sein dichtes Haar und seufzt, als hätte ich etwas unfassbar Dummes getan.

»Alles wird gut gehen«, sage ich, um ihn zu beruhigen, während in Wahrheit all die Zweifel, die ich hatte, als Pamela die Idee aufbrachte, wieder an die Oberfläche kriechen. Ich recke meinen Hals, um zu sehen, ob irgendwelche einzelnen Frauen auf das Haus zukommen, und ein nervöser Knoten bildet sich in meinem Magen.

Ich denke an all die jungen Menschen, die jeden Tag an meiner Haustür vorbeischlendern, sich ihren Weg zum Markt schlängeln, im Müßiggang Fotos von den hübschen, pastellfarbenen Häusern mit ihren Handys machen, alle von ihnen geheimnisvoll und so weit entfernt von mir, als kämen sie von einem anderen Planeten. Ich habe keine Ahnung, was ich mit jemandem in diesem Alter gemeinsam haben würde, wie ihre Lebensgewohnheiten und Abläufe wären.

»Ich weiß nicht recht, Mum. Du hast mich *und* deine verrückte Nachbarin, reicht das nicht?« Er nickt Richtung Pamelas Haus nebenan.

»Ja, das habe ich, und ich bin für euch beide dankbar, aber ich hätte gern jemanden, der meist hier ist, nicht nur

gelegentlich«, sage ich bestimmt, sauer darüber, wie er denken kann, dass mir ein Sohn und eine Nachbarin genügen sollten, nur weil ich älter bin. »Es wird einsam, so allein vor mich hin zu leben. Ein bisschen fad, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Hätte es nicht auch ein Buchclub getan oder ein Chor oder ein einfacher Ausflug in die Geschäfte?«

»Ich bekomme meine Lebensmittel gerne von den Geschäften an der Avenue geliefert, die Fahrer bringen sie mir direkt in die Küche. Das ist am einfachsten. Und alles, was ich tun muss, ist anrufen, wenn ich mal etwas anderes und Zusätzliches brauche«, sage ich beiläufig, obwohl wir beide wissen, dass ich mich schon länger nicht mehr dabei wohlfühle, die Straße hinauf zum Lebensmittelhändler zu gehen, um Milch zu holen, oder die Holland Park Avenue runter zum Metzger wegen eines Knochens für Humphrey.

»Wie wäre es dann mit einer Onlinegruppe?«, schlägt er vor, das Offensichtliche ausblendend, wie er es schon immer getan hat. »Wir könnten das WLAN wieder in Betrieb nehmen. Es diesmal auch angeschlossen lassen. Du könntest ein Tablet oder ein Smartphone bekommen.«

»Nie und nimmer. Ich bin mehr als glücklich mit meinem Festnetzanschluss.«

»Diese Dinge sind wirklich nützlich, Mum«, sagt Ed mürrisch, wobei ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, dass das mehr mit seinem Wunsch, auch online sein zu können während seiner Besuche, zu tun haben könnte – damit er E-Mails senden und sie nicht nur

entwerfen kann – anstatt mit irgendeinem Aspekt meines Wohlbefindens.

»Ich bin bis heute ohne ausgekommen, ich bin sicher, das wird mir auch noch weitere zehn bis fünfzehn Jahre so gelingen.«

»Also gut, wie du willst«, seufzt er, schüttelt das Thema ab und wendet sich ab, um zu gehen. »Sag dann nur nicht, ich hätte dich nicht gewarnt, wenn weiß Gott wer durch dein Gartentor kommt.«

Meine Beine wollen fast nachgeben als ich das Geräusch des Torriegels höre, und ich muss kurz innehalten und Luft holen, als ich Jess' Umriss durch die Milchglasscheiben der Innentür entdecke. Ich stütze mich etwas stärker auf meinen Stock und muss unwillkürlich an Edwards ganze Schreckensszenarien zurückdenken. Und einen Moment wünsche ich, ich könnte zurückspulen und das alles ungeschehen machen, Pamela sagen, dass sie nicht solchen Quatsch reden solle, dass Edward recht habe und ich zu alt für solche Verrücktheiten sei. Ich versuche, zu atmen, auf die Art, die Pamela versucht hat mir beizubringen, irgendwas mit einem Quadrat. Leider war ich jedoch zu stolz oder dickköpfig gewesen, um zuzuhören.

Als ich mich der Tür nähere, erkenne ich eine Silhouette mit viel Haar und einer leuchtend gelben Jacke, und plötzlich wird mir noch bewusster, dass ich nicht mehr jung bin, und ich frage mich nervös, ob wir vielleicht wirklich nichts gemeinsam haben könnten. Während ich mit dem Schloss hantiere, mit steifen Fingern, versuche ich, mich

daran zu erinnern, wann ich zuletzt mit jemandem unter fünfundsechzig gesprochen habe, der nicht Edward oder sein Freund Charlie oder einer der Lieferanten ist, aber mir fällt niemand ein.

»Sie müssen Jess sein«, sage ich, als ich das Schloss bewältigt und meine Atmung beruhigt habe.

»Und Sie müssen Joan sein«, antwortet sie und steckt ihr Telefon in die Innentasche ihrer Jacke, ihre sanften Augen glitzern wie polierte Jade. Ich bin gefesselt von ihrer Lebendigkeit. Sie ist wie eine kleine Porzellanfigur in einer leuchtend gelben wattierten Jacke und hellblauen Hosen, mit dicken, wippenden kupferroten Locken, die ihr herzförmiges Gesicht einrahmen. Im Vergleich fühle ich mich geradezu farblos mit meinem Faltenrock und meiner Bluse.

»Möchten Sie nicht hereinkommen?«

»Ihr Haus ist sehr hübsch, viel charaktervoller als die anderen in der Straße«, erklärt sie und schaut sich im Flur mit seiner Prägetapete und den Messing-Glas-Lampen um, als sei sie in einem Museum.

»Danke«, erwidere ich und frage mich, ob sie höflich sein möchte, ob »charaktervoll« einfach ein anderes Wort für »altmodisch« ist, dass es nicht ganz mit den anderen Häusern mithalten kann, deren wohlhabende junge Eigentümer Geld in sie investiert haben – etwas, das zu tun ich nie in der Lage gewesen bin.

»Und das ist Humphrey?«, fragt sie und hockt sich neben Humphrey, der schwanzwedelnd aus der Küche hergetrottet gekommen ist, um zu schauen, wer da ist.

»Genau«, sage ich und schaue ihn liebevoll an, fühle,

wie meine Schultern sich entspannen. Die Tatsache, dass Jess sich seinen Namen gemerkt hat, sagt viel aus über sie, und dass Humphrey in ihrer Gegenwart offenbar total entspannt ist, führt bei mir zum gleichen Effekt. Humphrey hatte immer schon ein erstklassiges Gespür für Menschen.

»Möchten Sie das Zimmer sehen?«, frage ich, deutlich weniger nervös, jetzt wo wir die Begrüßung hinter uns gebracht haben.

»Ja gerne«, erwidert sie und erhebt sich mit perfekter Leichtigkeit aus ihrer Hocke. Es fällt mir schwer, mich zu erinnern, wann ich je so flink gewesen war.

»Hier geht es lang«, deute ich an und führe sie die Treppe hinauf. Den Treppenlauf aus Mahagoniholz fest umklammert, bereue ich sofort, nicht vorgeschlagen zu haben, dass sie vorgehen möge. Ich versuche, meine Hüfte zu ignorieren, wie sie in ihrem Gelenk reibt, und erhöhe die Geschwindigkeit, damit sie nicht hinter mir hertrödeln muss. Aber der Schmerz ist zu stark, und ich bin gezwungen, die Stufen im Schneckentempo zu erklimmen, Humphrey folgt uns in ähnlichem Zeitlupentempo.

»Als Kind habe ich mir immer einen Hund gewünscht, aber wir konnten uns keinen leisten«, erzählt sie mir, und in der Stille, die darauf folgt, überlege ich, wie ihr Hintergrund wohl ist und wer »wir« sein könnte.

Wir halten Small Talk auf dem Weg nach oben: wie weit sie gekommen ist, das Wetter und ihre Arbeit im Portland Cinema.

»Früher habe ich dort viele glückliche Stunden ver-

bracht«, sage ich. »Meine Freunde und ich haben einen draufgemacht, uns schick gemacht, sind zum Abendessen ausgegangen und dann ins Kino. Ich kannte den früheren Besitzer. Ich glaube, es gehört jetzt seinem Sohn.«

»Clive«, bestätigt sie, und da klingelt was bei mir.

»Das ist es«, sage ich auf dem Treppenabsatz. Die Tür zu Edwards altem Zimmer ist geschlossen, und ich führe sie in den gegenüberliegenden Raum. »Es ist nichts Besonderes, aber es ist sauber und ruhig.«

»Oh, es ist entzückend«, sagt sie und fährt mit der Hand über die alte pinke, gewebte Tagesdecke meiner Mutter, um dann einen Moment lang den Blick in den Garten durch das Schiebefenster zu genießen. Da ist etwas in ihrem Blick, was mich grübeln lässt, weshalb jemand so Junges und so Hübsches ein Zimmer bei einer Fremden brauchen könnte, einer alten Fremden noch dazu. »Darf ich ein Bild machen?«

»Natürlich«, antworte ich, und sie macht mit dem Handy mehrere Schnappschüsse vom Garten, der ungewöhnlich groß für diese Straße ist und ganz bis zur Nachbarstraße reicht.

»Es tut mir leid, dass es kein angeschlossenes Badezimmer hat. Ich weiß, dass die heutzutage der letzte Schrei sind, aber ich brauche morgens nicht lange, und ich kann auch gern erst nach Ihnen ins Bad gehen, wenn Sie zur Arbeit müssen.«

»Ich bin es gewohnt, das Bad einer ganzen Familie mitzunutzen, also wird es kein Problem sein, es mit einer Person zu teilen.«

»Es ist gleich dort«, sage ich und deute auf die Tür

neben dem Treppenabsatz, froh, dass das fehlende eigene Bad sie nicht abschreckt. »Nicht chic, aber funktional.«

»Perfekt«, sagt sie und wirft einen kurzen Blick in den roséfarbenen Raum, und ich hoffe, ich habe daran gedacht, meine Salben und Tabletten wegzuräumen, Dinge, von denen ich in Jess' Alter niemals gedacht hätte, dass ich sie je brauchen würde. Damals, als ich noch nichts von der Würdelosigkeit eines alternden Körpers wusste.

»Eine halbe Treppe höher ist mein Zimmer und ein weiteres …« Ich wische diesen Teil des Hauses mit einer abschwächenden Handbewegung beiseite. »Lassen Sie mich das Erdgeschoss zeigen.«

»Wie lange leben Sie hier schon?«, fragt sie vom Treppenfuß, wo sie darauf wartet, dass ich auch eintreffe.

»Dieses Jahr werden es fünfzig Jahre. Damals haben Häuser nicht so viel gekostet wie heute.«

»Nein«, sagt sie, leicht bedrückt, und ich denke, wie viel Glück ich doch hatte, zu dem Zeitpunkt geboren zu sein, als das Leben noch günstiger war. »Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit.«

»Fast doppelt so lange, wie Sie leben.«

»Wohl kaum!«, sagt sie freundlich.

»Das ist mein Wohnzimmer, das Sie sehr gerne auch nutzen können«, sage ich, nachdem ich ihr das Esszimmer auf der anderen Seite des Hauses gezeigt und ihr erzählt habe, dass ich nur ein paar Straßen weiter in Holland Park aufgewachsen bin.

»Danke«, erwidert sie und lässt alles auf sich wirken, vom originalen Kamin mit meinem gemusterten Sessel

daneben über das Foto von Edwards drittem Geburtstag, ich rechts von ihm, er der Inbegriff von Glück, seine braunen Augen glänzend wie Karamellbonbons, trotz des augenscheinlichen Fehlens seines Vaters. Und ich sehe ihre Augen über die Einladungen und Karten aus vergangenen Tagen gleiten, als das Leben noch geschäftig und die Einsamkeit des Alters unvorstellbar war, die Vorstellung vom Verlust der eigenen Freunde nicht einmal ein flüchtiger Gedanke.

»Ich mag Ihre Elefantenlampe.«

»Sie gehörte meiner Mutter«, erkläre ich ihr, während sie durch den hinteren Teil des Zimmers streift, wo der Flügel steht, abgedeckt und unbenutzt, seit meine letzte Schülerin zu alt für Stunden geworden war und niemand anders ihren Platz einnahm. Ich frage mich, was sie denkt, während sie das Zimmer bewundert, es ist mir nicht möglich, hinter ihre guten Manieren und ihre jugendliche Begeisterung zu blicken, ob sie wirklich an dem Haus interessiert ist oder nicht. Wird die Aussicht, mit jemandem zu wohnen, der bald in seinen Achtzigern ist, ihre Freiheit zu sehr einschränken?

»Spielen Sie?«, fragt sie.

»Früher mal«, erwidere ich zu harsch. »Meine Finger lassen es nicht mehr zu.«

»Wie schade«, sagt sie, hält an dem Instrument, und ihre Finger kitzeln die Fransen des Schals, der darauf liegt. »Ich wollte es immer lernen, aber …«

»Die Küche ist rechts von Ihnen«, fahre ich fort und bewege mich so schnell wie schon lange nicht mehr, um sie vom Flügel wegzubewegen. Zu meiner großen Erleich-

terung geht sie weiter und verlässt den Salon in Richtung Küche. »Kochen Sie gerne?«

»Ja, schon, aber ich komme nicht oft dazu«, antwortet sie.

»Das geht mir ähnlich. Vielleicht könnten wir …« Ich bin kurz davor, vorzuschlagen dass wir gelegentlich füreinander kochen könnten, aber ich habe Sorge, zu erpicht zu wirken, als würde ich zu weit vorpreschen, also halte ich inne und frage stattdessen: »Möchten Sie eine Tasse Tee?«

»Das wäre wunderbar, Joan, wenn Sie sicher sind, dass ich Sie nicht zu lange aufhalte.«

»Überhaupt nicht«, sage ich und fülle den Kessel am Spülbecken mit Blick in den Garten. Ich frage mich, wie altmodisch die kiefernholzfarbene Küche in ihren jungen Augen erscheinen muss, und weigere mich, ihr zu verraten, dass mein einziger Plan für das Wochenende ein kurzer Besuch von Pamela heute Abend sein wird für eine kurze »Besprechung, dass Pläne außerhalb dieser vier Wände nicht mehr existieren«.

»Der Garten sieht wunderschön aus«, sagt sie von ihrem Platz an der Hintertür, die Rabatten mit den prachtvollen Narzissen bewundernd, von denen ich immer denke, dass sie wie frisch geschlüpfte Küken aussehen, die nach ihrer Mutter rufen, selbst in diesem schwindenden Licht.

»Warum hüpfen Sie nicht kurz raus und schauen sich um, während ich den Tee mache?«

Während ich auf das Pfeifen des Wasserkessels warte, schaue ich zu, wie Jess, gefolgt von Humphrey, eine Runde

durch den Garten geht. Sie macht Fotos der Staudenbeete und der riesigen Magnolie mit ihren prallen Knospen, und es amüsiert mich, dass sie das für festhaltenswert hält. Als sie weitergeht, grübele ich darüber, dass ich niemals eine Anzeige inmitten des Winters aufgegeben hätte. Das frische Knospen des Frühlings birgt etwas Besonderes, das selbst die ruhigste Spezies motivieren und aufwecken kann und sie zum Blühen bringt.

Am Fuß des Gartens angekommen, bleibt sie stehen, die Hände in den Jackentaschen, und schaut hinauf zum Haus und dem Raum über dem Klavierzimmer. Soweit ich es beurteilen kann, zieht sie den alten Kasten in Erwägung. Und ich denke, wie schön es wäre, sie hierzuhaben, dass all meine Sorgen wegen einer Untermieterin umsonst waren. Ich lache über meine Dummheit, auch nach einem ganzen Leben nie gelernt zu haben, dass meine Sorgen immer vergebens sind.

»Es ist ein hübscher Ort. Kaum zu glauben, dass wir beinah im Stadtzentrum sind«, sage ich, als sie zurückkehrt und ich die Tassen fülle, hoffend, dass eine Erwähnung der Nähe zum West End ihr bei der Entscheidungsfindung helfen könnte, und dabei, zu erkennen, dass es gar nicht schlecht sein könnte, mit jemand Uraltem zusammenzuleben. »Ich habe Hilfe für den Garten, es würden also keinerlei Gartenarbeiten an Ihnen hängenbleiben.«

»Das würde mir nichts ausmachen«, erwidert sie und nimmt ihre Tasse Tee, als ich andeute, sie könne sich setzen. »Ich habe bisher nie in einem Haus mit einem richtigen Garten gelebt. Das ein oder andere bisschen Unkrautjäten oder Rasenmähen könnte mir sogar Spaß machen.«

Ich möchte wahnsinnig gern fragen, wo sie gelebt hat, seit sie ausgezogen ist, und mit wem und warum sie keinen Garten hatte, als sie jung war. Aber das fühlt sich für eine erste Begegnung zu persönlich an, und um sie nicht abzuschrecken, erzähle ich ihr stattdessen von meinem Tagesablauf.

»Meist bin ich unterwegs«, berichtet sie, nachdem ich ihr einen Schritt-für-Schritt-Ablauf meines Tages gegeben habe, vom zeitigen Aufstehen, um Humphrey rauszulassen, bis zu meiner Abendtasse Kakao um neun. »Ich arbeite oft lange und spät. Ich wäre Ihnen nicht zu viel im Weg.«

Ich widerstehe der Versuchung, ihr zu sagen, dass ich sie sehr gern im Weg hätte, dass die Aussicht darauf, sie meist außer Haus zu wissen, enttäuschend ist und dass die Vorstellung, meinen Tag mit ihr teilen zu müssen, mich mit Freude erfüllt statt mit Sorge, wie ich erst annahm. Und einen Moment lang überlege ich, ob ich nach jemand anderem suchen sollte, jemandem, der mehr hier wäre. Aber Jess umgibt so etwas Strahlendes, eine solche Energie, dass ich beschließe, lieber sie für ein wenig Zeit statt jemand anderen für die ganze Zeit um mich zu haben.

»Das verstehe ich, jung zu sein, bedeutet, beschäftigt zu sein. Ich wäre einfach froh, zu wissen, dass noch wer anders hier ist.«

Plötzlich ist da so ein Moment zwischen uns, in dem ich voller Unwohlsein überlege, dass ich eventuell habe durchblitzen lassen, dass ich einsam bin, und in dem sie, so vermute ich, unsicher ist, wie sie reagieren soll. Denn

weshalb sollte jemand so Lebhaftes Einsamkeit nachfühlen können; woher sollte sie wissen, was sie einer Frau antworten soll, die bereits ihr Leben gelebt hat, wenn ihr eigenes eben erst beginnt?

Um die Lücke in der Unterhaltung zu füllen, sage ich eilig: »Möchten Sie das Zimmer? Ich hätte Sie sehr gerne hier.«

Und wieder hält Jess inne, ihre Augen wandern umher, nur nicht zu mir, und ich fürchte, dass mein Eifer diesmal wirklich zu viel war und ich sie verschreckt habe.

»Bestimmt möchten Sie erst einmal darüber nachdenken«, schiebe ich hinterher. »Geben Sie mir einfach Bescheid, wenn Sie so weit sind. Sie müssen sicher vieles abwägen.«

Und dann lächelt Jess, ein leuchtendes Lächeln, das ihre Augen zum Strahlen bringt und meine Befürchtungen wegschmilzt.

»Joan«, sagt sie, »ich möchte das Zimmer sehr gern nehmen. Wann kann ich einziehen?«

3

JESS

Als ich am nächsten Nachmittag am Kino eintreffe, um zu öffnen, warten Mariko und Daniel schon auf der kleinen Bank davor auf mich.

»Hey, Leute«, rufe ich, als ich nah genug bin, damit sie mich hören können, aber noch weit genug weg, um den Charme des alten Gebäudes zu genießen. Auch nach fast zwanzig Jahren, die ich nun schon im Portland arbeite, habe ich nicht genug davon, wie hübsch die Umgebung mit ihren in fröhlichen Farben gestrichenen Stadthäuschen und eleganten Ladenfassaden ist. Ebenso wenig kann ich mein Glück fassen, dass ich in solch einem süßen kleinen Gebäude arbeite – die Fassade ein halbes Achteck im Zentrum einer Straßengabelung. Eine völlig andere Welt als der Wohnblock, und doch nur weniger als zwei Kilometer entfernt.

»Hallo, Jess«, begrüßt mich Mariko lächelnd, während sie ihre großen Kopfhörer über ihre schwarzen Zöpfe zieht und von ihrem Telefon aufblickt. Daniel ist vertieft in sein Skizzenbuch und grüßt mich knapp, ohne aufzublicken, das ungewaschene blonde Haar fällt ihm ins Gesicht.

»Spät geworden gestern?«, frage ich ihn und erinnere mich, dass er ein Kunstwerk fertigstellen wollte, an dem er seit Monaten arbeitet.

Er nickt und bleibt sitzen. Im Gegensatz zu Mariko, die aufspringt und ihren kurzen Schottenrock glatt streicht.

»Wie war die Preview?«, frage ich sie und schließe die Doppeltür aus Mahagoni auf; die langen Kupfergriffe fügen sich warm in meine Handflächen.

»*So* gut«, antwortet sie und verfällt in einen Monolog über die neueste Filmpreview, zu der sie eingeladen war, um sie dann auf ihrem TikTok-Kanal zu besprechen. Im Schnelldurchlauf erzählt sie von ihrem Erlebten, während wir das Foyer mit seinem in der Mitte gelegenen achteckigen Ticketschalter und dem verblassenden Art-Deco-Glanz durchqueren und die flache Treppe mit dem durchgetretenen roten Teppich hinunter zur Bar gehen, wo der Duft von Popcorn und Holzpolitur in der Luft liegt.

»Ich habe schon jetzt mehr Views als je zuvor, und es ist erst einen Tag online«, schließt sie in unserem winzigen, fensterlosen Büro, das vollgestopft ist mit Kisten voller Ticketrollen, Kassenbändern und vergessenen Regenschirmen. Wir werfen unsere Taschen ab und ziehen unsere schwarzen Portland-Cinema-Poloshirts über.

Mit seinem Skizzenbuch in der Hand kommt nun auch Daniel rein, um den Ticketschalter vorzubereiten und zu öffnen. Mariko geht und kontrolliert die Toiletten, ehe sie die Türen zu den zwei kleinen Kinosälen öffnet, und ich schalte die Lichter an, ebenso wie die Popcorn- und Kaffeemaschinen, und schon sind wir bereit für die ersten Kunden des Tages.

»Gestern Abend habe ich etwas Neues zum Wohnen gefunden, mit einer älteren Dame und wirklich preis-

wert«, erzähle ich Mariko, als wir beide hinter dem Tresen stehen, wo sie die Tassen und Untertassen vom Vorabend wegräumt und ich das Süßigkeitenangebot aufstocke.

»Cool, Jess. In Japan machen das die Leute oft. Den älteren Menschen gehören ihre Häuser, also ist das günstiger. Sie finden Gesellschaft und die jungen Mieter einen schönen Ort zum Wohnen«, erzählt sie und scheint die Entscheidung in keiner Weise merkwürdig zu finden, ganz anders als ich.

Seit ich gestern von Joan weggegangen bin, konnte ich nicht aufhören, darüber nachzugrübeln, obwohl wir schon verabredet haben, dass ich am kommenden Wochenende einziehen würde. Meine Entschlussfreudigkeit hat mich selbst überrumpelt. Ich habe einfach Angst, einen Fehler gemacht zu haben, oder dass unsere Lebensmodelle sich nicht vertragen könnten oder es uns an Gemeinsamkeiten fehlt. Trotz des Zuspruchs von Debs und jetzt auch Mariko werde ich das noch nicht ganz los.

»Wo ist es?«

»Portobello Road«, antworte ich geistesabwesend und denke an den Spaziergang von Debs zu Joan gestern Abend, entlang der Locations in Notting Hill, an denen Hugh Grant Julia Roberts bezirzt hat. Als sie damals filmten, standen Mum und ich stundenlang an den Straßenecken und haben zugeschaut. Mum wollte unbedingt Autogramme von Hugh und Julia, ich hingegen war einfach fasziniert davon, wie viele Menschen man brauchte, um einen Film zu machen. Damals, als ich das erste Mal

die Kameraleute und Make-up-Artists gesehen habe, habe ich mich in die Vorstellung verliebt, beim Film zu arbeiten.

»Ist das Haus schön?«, fragt sie und füllt die Zuckertütchen und Holzstäbchen zum Umrühren auf.

»Es ist wunderhübsch, ein richtiges Familienhaus«, erwidere ich und denke an Joans Straße und die perfekt zur ersten pinken Blütenpracht passenden pastellfarbenen gregorianischen Häuserfronten. »Es gibt Blumen und eine Trauerweide und sogar einen kleinen Kiesweg, der unter Kletterrosen zu einer Haustür führt.«

»Das klingt wie aus einem Richard-Curtis-Film«, sagt Mariko und meint das so gar nicht bewundernd als Horror- statt RomCom-Anhängerin, die sie ist.

»Es ist sehr romantisch«, lache ich und rücke die Süßigkeitenpackungen ein letztes Mal zurecht. »Es gibt sogar eine Veranda, auf der Vögel umherfliegen. Und obwohl es drin ein wenig altmodisch wirkte, mit dunklen Holzmöbeln und Teppich im Bad, fühlte es sich einfach bewohnt an, weißt du – nach ihrem Zuhause.« Eine schwere Traurigkeit durchfährt mich ganz plötzlich beim Gedanken an den Verlust des Zuhauses, das ich beinahe dreißig Jahre mit Mum geteilt habe und das unser Ein und Alles gewesen war. Dort bin ich zum ersten Mal gelaufen und bekam von Mum mein erstes Paar Stepptanzschuhe; dort hat sie mich das erste Mal geschminkt und meine Locken gezwirbelt wie die von Mariah Carey; dort bekam ich das erste Mal meine Regel, weinte um meinen ersten Freund, und dorthin kam ich eines Tages nach Hause, und Mum sagte mir, dass sie Multiple Sklerose habe.